

JENS HÜBNER

Slow Motion

IN 730 TAGEN UM DIE WELT
MIT FAHRRAD, ZELT UND
ZEICHENBLOCK



DELTA KLASING

JENS HÜBNER

Slow Motion

IN 730 TAGEN UM DIE WELT
MIT FAHRRAD, ZELT UND
ZEICHENBLOCK

Delius Klasing Verlag

Inhalt

Vorwort	8
Abschied vom Euroland (Deutschland / Polen / Tschechien / Österreich / Slowakei / Ungarn / Rumänien / Bulgarien)	11
Durch die asiatische Steppe (Türkei)	19
Zu Gast im Orient (Türkei / Syrien / Libanon)	27
Grenzübertritt ohne Spuren im Pass (Jordanien / Israel / Ägypten)	33
Rekordversuch im Passatwind (Ägypten)	40
Verhaftung unter Spionageverdacht (Sudan)	47
Als Hochzeitsgast bei den Oromo (Sudan / Äthiopien)	59
Buschcamp im Löwenrevier (Äthiopien / Kenia)	69
Mit dem Turban durch die Hitze (Indien)	83
Ein Seidenhändler als Kunstmäzen (Indien)	92
Bei Reisbauern im Himalaja (Indien / Nepal)	100
Tropendschugel und Geisterhäuschen (Thailand / Malaysia / Singapur)	108
Als Riese auf der Tropeninsel (Indonesien)	125
Zwischen UN-Jeeps und Bürgerkriegsflüchtlingen (Osttimor)	136

Motorisiert durchs Outback (Australien)	147
Weihnachten in der Wildnis (Australien)	165
Zwangspause in Ayacucho (Bolivien / Peru)	179
Überfall in den Anden (Peru)	199
Halsbrecherische Euphorie (Peru)	205
Zurück auf der Nordhalbkugel (Ecuador / Kolumbien)	212
Per Segeljacht durch die Karibik (Panama / Costa Rica)	216
Grenzposten im Dschungel (Nicaragua / El Salvador / Honduras / Belize / Guatemala / Mexiko)	223
»Welcome back to the western world« (USA)	236
Heimkehr in der Pferdekutsche (Großbritannien / Frankreich / Belgien / Niederlande / Deutschland)	243
Dank	252
Materialliste zum Zeichnen und Aquarellieren auf Reisen	254

Vorwort

Zwei Jahre nahm ich mir Zeit, mit den einfachsten Mitteln der Fortbewegung, Unterkunft und Dokumentation meiner Eindrücke die Welt näher kennenzulernen. Nach der Durchquerung von 42 Ländern und mit 25 000 Kilometern auf dem Fahrradacho kehrte ich nach Deutschland zurück. Während dieser Weltumrundung entstanden etwa 200 Zeichnungen. Über ein Dutzend Reisetagebücher hatten sich mit Skizzen und Notizen gefüllt.

Die Gründe für dieses Abenteuer waren vielschichtig. Es reizte mich enorm, mich mittels eigener Körperkraft auf eine ruhige, respektvolle, ja beinahe bescheidene Art Fremdem zu nähern. Auch war ich überzeugt davon, dass es kaum möglich sei, authentischere Reiseerlebnisse zu erhalten als mit dem Fortbewegungsmittel Fahrrad. Gleichzeitig sollte die gleichförmige, ausdauernde Betätigung mir die Zeit und die Gelegenheit geben, darüber nachzudenken, welche Dinge mir im Leben wichtig sind, möglicherweise gewohnte Werte infrage zu stellen und neue Perspektiven zu entdecken. Wie auf früheren Reisen nahm ich auch für diese Tour Zeichenutensilien mit, um meine Eindrücke auf eine ebenfalls langsame und damit intensive Weise festhalten zu können. Ich startete nicht mit der Absicht, meine Reise in Form von Zeichnungen und Aquarellen zu dokumentieren. Auch hatte ich keine Internetseite, und selbst die kleine Digitalkamera kaufte ich mir erst unterwegs, nachdem ich von einem Zeitungsverlag gebeten worden war, regelmäßige Reiseberichte zu schicken.

Nach der Durchquerung Ungarns, Rumäniens und Bulgariens hatte ich mich an das Leben auf der Straße gewöhnt. Mein Selbstvertrauen wuchs mit jedem zurückgelegten Kilometer. Beeindruckt von der unendlichen Weite asiatischer Steppen und Wüsten, verließ ich immer öfter die befestigte Straße. Ich orientierte ich mich dann nur noch anhand meines Kompasses, vertraute Tag für Tag mehr meinen Instinkten und meiner Intuition und hörte auf meine innere Stimme.

Im Sudan versackten mir die Fahrradfelgen oft im weichen Sand der Sahara. Ich suchte nach sehr persönlichen Ausdrucksmöglichkeiten für die harten Hell-Dunkel-Kontraste dieser Mondlandschaft, der Kargheit aus Stein und Sand, und fertigte schließlich einen Zyklus von kleinformatigen Scherenschnitten. Um meinen Aufzeichnungen und Notizen ein einheitliches Taschenformat zu geben, schnitt ich mir vor Ort Papier zurecht und nähte daraus Notizbücher. Skizzen von pechschwarzen Nubiern in ihren schneeweißen Gewändern übertrug ich auf arabische Nummernschilder, die ich in der Wüste gefunden hatte.

Neben dem Schreiben eines Reisetagebuchs und dem Fotografieren von Gesehenem und Erlebtem wurde die künstlerische Dokumentation bald immer wichtiger für die Verarbeitung der permanent auf mich einströmenden Eindrücke.

Nach wenigen Monaten stellte sich ein fester Reiserhythmus ein. Während kurzer Radfahrstopps hielt ich die im Kopf entstandenen Bildideen in winzigen Kompositionszeichnungen fest und skizzierte interessante Details am Rande des Weges. Auch Gedanken notierte ich in Stichworten. Wenn sich nach ein paar Wochen solch ein Heft gefüllt hatte, zog ich mich für ein paar Tage in die Abgeschiedenheit eines Lagerplatzes zurück oder mietete mir in abgelegenen Städten ein Zimmer. Quasi hinter geschlossenen Türen übertrug ich die in meinem Kopf entstandenen bildhaften Erlebnisse auf den Aquarellkarton und setzte sie so in eine persönliche Bildsprache um. Mir war klar, dass das

Malen mein Reisetempo weiter abbremsten würde, jedoch wollte ich die durchquerten Orte auf meine Art erleben und das Fremde mit allen Sinnen wahrnehmen. Mich für ein anderes Verständnis für Zeit zu öffnen war mir wichtig. Deshalb versuchte ich diese Entschleunigung bewusst wahrzunehmen, statt mit meinem Mountainbike Strecken- und Höhenrekorde brechen zu wollen.

Mit zunehmender Routine reiften während des gleichförmigen Tretens immer mehr Bildideen in mir, und so brauchte ich sie bald nur noch auf das Zeichenpapier zu übertragen. Ich fand es faszinierend, durch diese zeitlich aufwendige Methode in meinen Aufzeichnungen das Erlebte immer wieder auf das Wesentliche reduzieren zu müssen und mich so zu zwingen, Wichtiges von Unwichtigem zu trennen.

Recht spät, erst nach dem ersten Reisejahr, veröffentlichte ich mein Internettagebuch. Da ich ohne die Unterstützung durch Sponsoren gestartet war, freute ich mich, einen Teil der Reisekosten durch den Verkauf meiner Grafiken im Galerieteil der Internetseiten abdecken zu können. Nicht im Traum hatte ich beim Start der Weltumrundung an diese Art der Präsentation meiner Reise gedacht.

Vier Wochen nach Ankunft in meiner Heimatstadt wurden die ersten Ausstellungen von Aquarellen, die auf dieser Reise entstanden waren, in Norddeutschland eröffnet. Es war mir ein Bedürfnis, Schüler meiner ehemaligen Schule als Ehrengäste zum Vortrag über meine Reise ins Rathaus meiner Heimatstadt einzuladen.

Jens Hübner

Verhaftung unter Spionageverdacht

(Sudan)

Am ersten Weihnachtsfeiertag ging es für mich weiter Richtung Süden. Eine Fähre brachte mich über den Nassersee. Ich überquerte den Wendekreis des Krebses und hatte somit die Tropen erreicht. Auf dem Oberdeck schlief ich nachts als einziger Europäer zwischen Hunderten Afrikanern und unglaublich viel Frachtgut unter dem kalten Sternenhimmel. Noch vor der Morgendämmerung weckte uns der Muezzin über den knarrenden Bordlautsprecher. Die Ostseite des Decks wurde rüde von den dicht an dicht liegenden Passagieren geräumt, um Platz für die Muslime zu schaffen, die anschließend in einer langen Reihe sitzend das erste ihrer fünf täglichen Gebete verrichteten.

Ich freundete mich mit ein paar Männern an und wollte sie zum selbst gebrühten Tee einladen. Kaum flackerte die Vorwärmflamme meines Benzinkochers, da erschien ein Steward, um mir das Entfachen von offenem Feuer an Bord mit Nachdruck zu verbieten. Ich spielte auf Zeit, begann ein Palaver über die Sicherheit meines Kochers, zeigte Fotos meiner Reise, redete auf Deutsch über Gott und die Welt mit der Ordnungsmacht und gestikulierte dabei bedeutsam. Als das Wasser brodelte, wurde ich einsichtig, stellte den Kocher ab und brühte mit einem »Nichts für ungut!« meinen neuen Freunden den Pfefferminztee auf.

Nachdem das Schiff in Wadi Halfa im Norden Sudans angelegt hatte, suchte ich mir eine Herberge. Als ich tags darauf beim Essen saß, entdeckte ein Schwarzer in mir den Teekoher der

Assuan-Fähre. Ein Kameltreiber, der seine Karawane über Land nach Norden gebracht hatte und mit dem gleichen Schiff zurück in den Sudan gekommen war, hatte ihm von dem kecken Weißen erzählt.

Ich blieb noch eine Nacht in dem abgelegenen Grenzort, um einen ersten Eindruck vom größten Land Afrikas und besonders seinen Menschen, den Nubiern, zu bekommen. Sehr schnell lernte ich ihre unaufdringliche Freundlichkeit, Gastfreundschaft und angenehme Sensibilität schätzen.

In Wadi Halfa musste ich mich als Ausländer registrieren lassen. Nachdem ich mich stundenlang ausdauernd und stur mit dem Beamten auf der Polizeistation über die ganz und gar nicht nachvollziehbare Höhe der von mir zu entrichtenden Meldegebühr herumgestritten hatte, platzte ihm der Kragen. Er leckte plötzlich in einem Wutausbruch das Formular rückseitig an und konnte so die auf der Vorderseite aufgeklebten Marken wieder abreißen, um seine Amtshandlung rückgängig zu machen. Sollte ich doch sehen, wo ich meine Registrierung herbekäme.

Als ich sah, wie er seinen Büroschlüssel zur Hand nahm und mich bat, seine Amtsstube zu verlassen, fragte ich ihn, was er jetzt vorhabe. »Mittagspause«, war die knappe Antwort. Doch dann hielt er kurz inne, sah mir scharf in die Augen, sein Blick wurde plötzlich sanft, und er fragte: »Willst du mitkommen? Ich lade dich ein.« Völlig baff folgte ich ihm und steckte wenige Minuten später gemeinsam mit den drei Sekretärinnen der Station und zwei Polizisten die Finger meiner rechten Hand in eine riesige Schüssel Kuschari, eine Art Gemüseauflauf. Was die Registrierung anging, wurden wir uns bald handelseinig, und er klebte die abgerissenen Marken mittels Klebestift wieder auf.

Abends lernte ich Hassan kennen, einen pfiifigen jungen Mann von der Rotmeerküste Sudans. Er erzählte mir die Geschichte seiner missglückten illegalen Überfahrt von Nordafrika nach Europa. Für ihn stand es absolut fest, dass er es wie-

der versuchen würde, sobald er die 1000 Dollar für den Schlepper zusammengespart hätte. Weder die gefahrvolle Überfahrt mit einem klapprigen Fischerboot noch das drohende libysche Gefängnis würden ihn abhalten können. »Wenn alles gut läuft, ist man in acht Stunden in Europa«, schwärmte er mit glänzenden Augen. Als ich ihn fragte, ob viele wie er dieses lebensgefährliche Wagnis eingingen, lachte er bitter und antwortete, dass die Hälfte der Männer auf dem Oberdeck der Fähre Junges wie er waren. Mir blieb nichts weiter, als ihm zum Abschied viel Glück zu wünschen.

Ich hörte mich um und informierte mich bei Einheimischen über die Möglichkeit, mit dem Fahrrad die straßenlose Wüste zu durchqueren. Man riet mir ab, doch so schnell wollte ich nicht aufgeben. Respektvoll hatte ich die dicken Staubschichten auf den Jeeps, die von Süden kamen, registriert. Viele der Lkws waren nicht einmal lackiert, da der Wüstenwind sie eh bald sandstrahlen würde und Rost ihnen mangels Wasser nichts anhaben konnte. Ich bekam Gänsehaut, wenn ihre Motoren martialisch röhrend aufheulten, bevor sie in einer Wolke aus Staub den Ort verließen. Das alles waren für mich Indikatoren des Pistenzustandes, der mich für die nächsten Hunderte von Kilometern erwartete. Ich begriff, dass es jetzt ernst werden würde, und fragte mich, ob ich mir diesmal nicht zu viel vorgenommen hatte. Was in Syrien noch ein Umgehen der Schnellstraße war, wurde hier zur einzigen Möglichkeit, den Ort eigenständig zu verlassen.

Da ich Dummkopf mein Bett auf den Hotelinnenhof stellte, um nicht in diesen dunklen, fensterlosen Löchern, die man hier Zimmer nannte, schlafen zu müssen, hatte ich mich bei Temperaturen um den Gefrierpunkt erkältet. Von den Sternen sah ich auch nicht viel, da ein Sandsturm durch den Ort tobte und mir die Sicht auf den Himmel nahm. Am nächsten Tag, als sich die Sonne als fahle weiße Scheibe aus dem Sandstaub erhob, brach

ich auf. Mein Kopf schmerzte, der Hals kratzte, ich hatte kaum geschlafen. Nach dem Weg gefragt, antwortete mir ein Beduine mit Turban und schneeweißer Galabija, ich solle mich zwischen den »itneen gebel« halten. Nach dem vierteljährigen Aufenthalt im arabischen Sprachraum verstand ich, dass damit die »zwei Berge« am Horizont gemeint waren, an denen ich mich orientieren sollte.

Die Spuren der verwilderten Hundemeuten, die am Wüstenrand herumstreunten, waren bald verschwunden. Selbst für sie gab es hier keine Beute mehr. Nach dreißig Kilometern brutaler Waschbrettpiste verabschiedete sich mein hinterer Reifen mit einer Knallpanne. Die Temperaturen stiegen auf über dreißig Grad Celsius im Schatten, den es schon bald nicht mehr gab. Ich durchquerte eine Mondlandschaft mit versandeten kegelförmigen Bergen, denen rote Sandebenen vorgelagert waren.

Die Pick-ups und Trucks, denen ich tagsüber begegnete, konnte ich an einer Hand abzählen. Weit vor dem Sonnenuntergang stieg ich völlig entkräftet vom Rad, baute das Zelt auf



Ich wäge lange ab, höre ich in mich hinein und entscheide dann, mich doch mit dem Fahrrad und einigen Litern Wasser in die Mondlandschaft der Sahara aufzumachen.

und schlief auf der Stelle ein. Als ich in der Abenddämmerung erwachte, sah die Welt für mich irgendwie komisch aus, bis ich bemerkte, dass ich immer noch meine Sonnenbrille trug. Abends legte sich der Wind, es wurde absolut still, sodass ich bei entsprechender Liegeposition mein Herz schlagen hörte und das leichte Rauschen in meinen Ohren deutlich vernahm. Ich bekam Gliederschmerzen und Schüttelfrost, rechnete durch, wie lange mein Wasser reichen würde, und beschloss, meinem Körper einen Tag Ruhe zu gönnen und eine zweite Nacht in dieser absoluten Einsamkeit zu verbringen.

Trotz der durch die Erkältung hervorgerufenen Schwäche beeindruckte mich dieser Fleck in der Sahara enorm. Wenn ich nachts nicht schlafen konnte und im weißen Mondlicht barfuß vor das Zelt trat, kam es mir vor, als sei der Boden gefroren, so eisig umschloss der Wüstensand meine Füße. Tagsüber hingegen musste ich mir ein Tuch über das Gesicht legen, um mich vor den lästigen Fliegen zu schützen, die mit der einsetzenden Tageshitze selbst hier, wo es kilometerweit kein Leben gab, umherschwirrten. Mich beschlich das Gefühl einer totalen Verlassenheit in dieser endlosen Leere. Als würde nichts um mich herum mehr existieren und ich allein durch das Universum schweben. Ich träumte von einem Dorf hinter den Sanddünen meines Schlafplatzes, in dem es genügend Wasser gäbe, und stellte mir die Frage nach dem Sinn dieser Strapazen. Das war ein emotionaler Tiefpunkt der Reise, den ich jedoch noch interessiert und selbstbeobachtend zur Kenntnis nehmen konnte.

Als ich mich schließlich wieder auf die Reise machte, kam ich an ein Bauarbeitercamp. Die Männer hatten gerade eine Ziege geschlachtet und hätten es als absolute Unhöflichkeit angesehen, wenn ich ihrer Einladung zum Essen nicht gefolgt wäre. Einen Tag vor Silvester erreichte ich die Station El Bir, was ins Deutsche übersetzt »der Brunnen« heißt. Hier wohnten vier Menschen. Eine Familie, bestehend aus einem kräftigen Mann

mit großen Händen, seiner lauten, aber gutmütigen Frau und ihrem kleinen Jungen mit traurigen Augen. Außerdem gab es noch Sadalasim. Sein Name erinnerte mich irgendwie an einen verdrehten Zauberspruch.

Sadalasim war ein junger, ruhiger Mann, der durch Kinderlähmung ein verkrüppeltes Bein hatte und deshalb stark humpelte. Ich war überglücklich, diesen Flecken Zivilisation erreicht zu haben, sah Sadalasim ins Gesicht und wusste, dass ich hier den Jahreswechsel verbringen würde. Als ich ihm zu verstehen gab, dass ich erkältet sei, räumte er sofort sein Bett für mich, kochte und bot mir sogar seine Medizin gegen die Erkältung an, was ich jedoch entschieden ablehnte. Am Silvesterabend schütete er ein paar Süßigkeiten in eine Schale, wir sahen uns auf meiner Landkarte die Welt an, und kurz vor Mitternacht schenkte ich ihm eine Schachtel Zigaretten, die ich in der Türkei für solche Anlässe gekauft hatte (»European Quality« quasi). Außerdem bekam er von mir ein Feuerzeug mit Leuchtdiode, worüber er sich sehr freute. Bevor ich am Neujahrmorgen El Bir verließ, fragte ich, was ich für Essen und Unterkunft zu zahlen habe, schließlich war dies eine kommerzielle Versorgungsstation und kein Privathaus. Sadalasim sah mich überrascht an und sagte, dass ich ihm nichts schuldig sei. »Das geht nicht«, war mein Einwand. »Doch«, gab er zurück, »das habe ich für Allah getan.« Etwas hilflos fragte ich, was ich für Allah tun könne. »Ihm danken«, war mit ernstem Blick seine knappe Antwort. Allah hatte hoffentlich nichts dagegen, dass ich einen Geldschein in einen Umschlag steckte, ihn an Sadalasim adressierte und auf seinem Küchentresen zurückließ, bevor ich aufbrach.

Hin und wieder näherte sich die Piste dem Nil. In den wenigen Dörfern, die ich dann passierte, verwiesen die Auslagen der Krämerläden auf die notwendigsten Dinge in dieser Unwirtlichkeit: Neben Mehltüten lagen auch Lkw-Kardanwellen und Luftfilter in den Regalen. Das Trinkwasser war trüb wie naturbelassener

Apfelsaft. Offensichtlich wurde es ohne Filter direkt aus dem Nil gepumpt. Der allgegenwärtige Sand tat bei der Aufbewahrung in den umfunktionierten Ölfässern sein Übriges. Nach ein paar Tagen nahm ich den Bus, um die letzten hundert Kilometer bis zur befestigten Straße zurückzulegen. Ich hatte das zentnerschwere Rad weit genug durch den Sand geschleppt. Oft genug bohrte sich das Vorderrad bis über die Felge in den Sand, der dann und wann die Konsistenz von Asche hatte. Ich war es satt, auf der Waschbrettpiste um meine Felgen und vor allem die Reifen zu bangen, für die ich jetzt keinen Ersatz mehr hatte.

In Dongola, einem Sammelplatz für Kamelkarawanen, überquerte ich mit der Fähre den Nil. Hier trafen wöchentlich Hunderte dieser zähen Wüstentiere ein, um nach Ägypten und auf die Arabische Halbinsel ausgeführt zu werden. Auf der »Straße der vierzig Tage« bewegten sie sich ihrem Ziel entgegen. Aus den Wüsten Darfurs kommend, lagen dann schon die ersten neunundzwanzig strapaziösen Tage hinter ihnen. Die Tiere erholten sich etwas, wurden getränkt und bekamen spezielles Krafftut-



Absolut reduziert versuche ich mit einer einzigen Schnittlinie im schwarzen Papier ein Erlebnis in der Sahara umzusetzen.

ter, um in elf Tagen die nördliche Landesgrenze zu überqueren. Wenn sie hier aufbrachen, erreichten sie erst nach sieben Tagen wieder den Nil. Bis dahin marschierten sie ohne Nahrung und Wasser durch den endlosen Sand.

Es stimmte, dass hier eine Teerstraße begann. Überglücklich radelte ich los. Doch schon nach wenigen Kilometern wurde sie zur gewohnten mörderischen Piste. Zum Glück hielt ein Pick-up und nahm mich ein Stück mit. Als ich endlich ein Asphaltband erreicht hatte, das nur noch sporadisch für einige Kilometer unterbrochen war, wehte ein scharfer Wüstenwind, der oft zum Sandsturm wurde. Dann erschien die Landschaft vor mir wie durch eine schmutzige weiße Milchglasscheibe. Schemenhaft waren wenige Akazien und die Lehmhütten der Nomaden auszumachen. Die mir entgegenkommenden Fahrzeuge tauchten aus einer Wand aus Staub auf und verschwanden augenblicklich wieder in ihr. Der Sand drang in Mund, Nase und Ohren. Die Fahrradkette entfettete ich so weit es ging, um sie nicht durch die anhaftenden Körner zu ruinieren.

Nach mehreren Tagen erreichte ich Khartoum, die Hauptstadt des Sudans. Auf dem Weg durch die Innenstadt zwängte ich das gepackte Rad durch Zehntausende drängende Menschen und Hunderte von Fahrzeugen, die sich in dem Gewusel nur im Schneckentempo bewegen konnten. Das alles erinnerte mich kurioserweise an das nervende Gedränge eines deutschen Weihnachtsmarktes. Nur dass dies hier unumgebar war, täglich stattfand und viel größere Ausmaße hatte. Händler saßen im Staub eines nicht existierenden Straßenrandes und versuchten Obst, Süßigkeiten oder Rattengift an den Mann zu bringen. Nachts steckten sie mangels Straßenbeleuchtung Kerzen auf die Orangenpyramiden vor sich. Ab und an wurde Platz für einen Gebetsteppich gelassen.

Als ich die Terrasse eines Bürohauses betrat, mir einen Tee bestellte und von diesem erhöhten Standpunkt aus das Treiben



Aus dem reißfesten Papier alter Zementsäcke nähe ich mir mit Nadel und Faden meine Tagebücher. Papierschnipsel verarbeite ich zu spontanen Collagen.

auf der Straße fotografierte, wurde ich plötzlich von einem Zivilisten gebeten, ihm zu folgen. Mir wurde mulmig, denn aus den wenigen englischen Brocken, die er sprach, hörte ich das Wort Polizei heraus. Die verschleierte Verkäuferin wollte plötzlich mein Geld für ihren Tee nicht mehr und sah mich mit eingeschüchternen Augen an. Schnell begriff ich, dass eine Weigerung oder gar Flucht durch das Gewimmel zwecklos sein würde.

So fand ich mich in einem Verhör durch ein halbes Dutzend Zivilbeamte wieder. Man verdächtigte mich der Spionage. Fotografieren sei nur mit einer Genehmigung erlaubt. Es arbeitete in mir. Eine Chemiefabrik am Stadtrand von Khartoum kam mir in den Sinn. Die USA unterstellten den Sudanese eine Zusammenarbeit mit Osama bin Laden und zerbombten sie einfach ohne Konsequenzen mit ferngelenkten Raketen. Nicht gerade die feine englische Art. Auf eine rechtsstaatliche Behandlung konnte ich als Quasiverbündeter Amerikas nicht hoffen, also war ich auf Menschenkenntnis und Glück angewiesen. Ich fühlte mich ausgeliefert, versuchte unschuldig zu lächeln, tat naiv, doch meine

Hände waren feucht und die Knie weich. Nebenan sah ich eine Zelle, die mit auf dem Markt verhafteten Dieben vollgestopft war.

Ich würde in einem anderen Gefängnis am Stadtrand festgesetzt, bedeutete mir mein Gegenüber. So brachte man mich in ein Militärobjekt. Die Kleidung der Zivilisten und ihr Englisch wurden bei jeder Vernehmung besser, woraus ich schlussfolgte, dass ich von immer ranghöheren Staatsschützern vernommen und durchsucht wurde. Fragen nach Namen, Dienstgrad oder gar Dienstausweis der Beamten verboten sich von selbst. Das wäre nur als Provokation aufgefasst worden und hätte meine Lage zweifellos verschlimmert. Man blätterte in meinen Skizzenbüchern und entdeckte eine Landkarte Sudans. Mein eigenhändiger Eintrag eines Staudamms erschien mir plötzlich in einem ganz anderen Licht. Ich hatte ihn längst vergessen, jetzt war es die Markierung eines strategischen Objektes. Zum Glück wurde sie übersehen. Man fragte mich, wer die skizzierten Personen in den Heften seien. Ich war froh, nicht die in der Wüste gefundenen Kfz-Kennzeichen bei mir zu haben, die mir als originelle Zeichenuntergründe dienten und die ich gestern noch in einen Kopierladen gebracht hatte, um sie scannen zu lassen. Die vielen Notizen, meine Grundlage für Zeitungsartikel, erweckten ebenfalls skeptisches Interesse. Ich versuchte, das alles herunterzuspielen, wobei ich vermied, meine journalistische Tätigkeit zu erwähnen. Hatte ich doch auf der Reise gelernt, dass dies den Spionageverdacht weiter erhärten würde.

So gab ich den naiven Künstler. Trotz allem versuchte man beharrlich einen »geheimen Grund« für meine Reise, »the secret reason«, herauszufinden. Zwischendurch kam die Frage, ob ich Christ oder Moslem sei. »Christ«, antwortete ich mit einem schiefen Lächeln und ergänzte unsicher: »aber auch nicht so richtig.« Nach Stunden, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen, und nachdem die Fotos auf der Speicherkarte gelöscht waren, konnte ich schließlich die Wache ungeschoren verlassen. Ich

zwang mich, ganz langsam aus der ummauerten Kaserne zu schlendern und wäre doch am liebsten losgerannt.

Nachdem ich mich einigermaßen von diesem Schrecken erholt hatte, radelte ich zurück auf das Gelände eines Segelklubs am Nil, wo ich direkt am Fluss zeltete. Mein Nachbar war der agile Thüringer Mario. Er befand sich nach zweieinhalb Jahren Weltumradelung sozusagen auf dem Heimweg Richtung Norden. Mario war ein absolutes Organisationswunder und voller Energie. Einen Tag mit ihm zu beschreiben wird ihn vielleicht am besten charakterisieren:

Nach unserem alltäglichen ausgiebigen Frühstück radelte er rasch mit mir zum fünfundzwanzig Kilometer entfernt gelegenen Viehmarkt. Hier offerierte man uns Ziegen, Schafe, Kamele und alte Esel. Mario sprach meist deutsch mit den Arabern. So kommentierte er das Anpreisen eines wundgescheuerten Esels mit den Worten: »Der hat doch schon 'nen Lackschaden!« Irgendwo versammelte sich eine Gruppe sudanesischer Viehhändler, um über eine Streitigkeit abzustimmen. Mein neuer Freund stellte sich hinzu und hob auch die Hand, ohne auch nur einen Schimmer zu haben, um was es eigentlich ging. Zum Glück nahmen die ernst dreinblickenden Männer seine kleine Provokation gelassen. In Windeseile und voller Begeisterung, sodass ich kaum folgen konnte, flitzte er von einer Ecke des Marktes zur anderen, organisierte ein kostenloses Melonenessen, schaute in die Kochtöpfe der Garküchen und schwatzte mit den Marktfrauen ohne jegliche Arabischkenntnisse. Abschließend mischte er sich in eine Traube von Sudanesen, um ihnen zu helfen, einen böse röhrenden Kamelbullen auf einen Pick-up zu hieven.

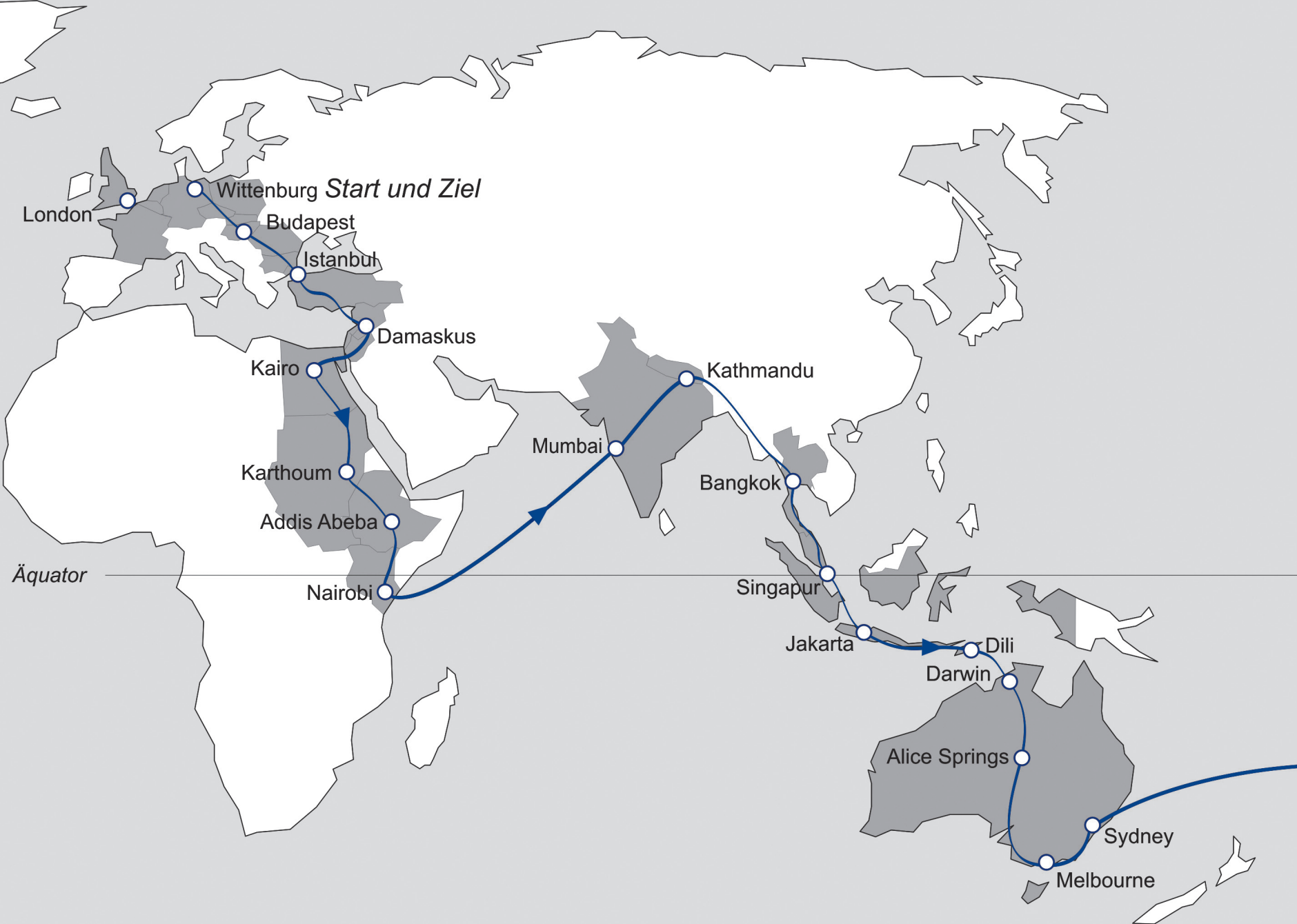
Auf dem Rückweg stoppten wir an einer Kirche, die ihn als gläubigen Katholiken interessierte. Dazu muss erwähnt werden, dass er in diesem streng muslimischen Land mit einem T-Shirt herumlief, auf dem in unübersehbaren orangefarbenen Lettern

der Aufdruck »JESUS FOREVER« prangte. Minuten später schüttelte er dem Erzbischof von Ägypten, der gerade das Gotteshaus besuchte, die Hand und plauderte mit ihm wie mit einem alten Kumpel über dessen neuen Vorgesetzten, den deutschen Papst Ratzinger.

Der Würdenträger zeigte sich von dem »JESUS-FOREVER«-T-Shirt schwer beeindruckt. Noch auf dem Kirchhof wurden zwei Mädchen davon überzeugt, ein paar arabische Grüße auf den Brief an seine Schwester in Deutschland zu pinseln, was sie kichernd taten, bis die Frau Oberin mit ernster Miene auftauchte. Im Segelklub angekommen, flirtete er ausgelassen mit einer jungen Sudanerin unter Zuhilfenahme seines auf zwei Wörter begrenzten arabischen Wortschatzes: »mafi« (geht nicht) und »Ramadan« (sinngemäß: geht auch nicht).

Vor dem Abendessen im Restaurant inspizierte er erst einmal die Küche und informierte sich so über das Speiseangebot, um anschließend eigenhändig die Zwiebeln für das Rührei zu hacken. Danach wollten wir nach Hause schlendern, landeten zwischendurch jedoch in einer hundertköpfigen muslimischen Hochzeitsgesellschaft. In unseren arg mitgenommenen Jeans schüttelten wir den festlich gekleideten Brauteltern und dem Hochzeitspaar die Hände und wünschten alles Gute. Zurück auf dem Zeltplatz überzeugte Mario noch rasch einen traurig dreinschauenden Afrikaner davon, dass das Leben doch wundervoll sei, bevor er mit mir stundenlang herumphilosophierte.

Unser Resümee zum Abschluss des Tages war, dass wir schon längst weitergezogen wären, wenn sich hier nicht unsere Wege gekreuzt hätten. Ich berichtete von dem vor ihm liegenden Wüstenabschnitt, und er gab mir wertvolle Informationen über die mir bevorstehende Etappe durch das gebirgige Äthiopien nach Addis Abeba.



Wittenburg *Start und Ziel*

London

Budapest

Istanbul

Damaskus

Kairo

Karthoum

Addis Abeba

Nairobi

Mumbai

Kathmandu

Bangkok

Singapur

Jakarta

Dili

Darwin

Alice Springs

Sydney

Melbourne

Äquator

